

Jody Hedlund

WENN DU FÜR MICH BIST



KAPITEL 1

New York City
Juni 1857

Elise Neumann schaute durch die zersprungene Fensterscheibe im zweiten Stock auf die schlammige Straße hinab und beobachtete, wie sich die Omnibusse und Kutschen durch den Morast quälten. Fußgänger wichen den schmutzigen Pfützen aus und brachten sich eilig in Sicherheit. Ein einsamer Zeitungsjunge stand an der Straßenecke und versuchte, seine Zeitungen zu verkaufen. Seine Wangen und Hände waren von der Druckerschwärze ganz dunkel. Selbst zu dieser frühen Morgenstunde herrschte in der Stadt ein reges Treiben.

Noch gestern waren diese gefährlichen, schmutzigen Straßen ihr Zuhause gewesen.

Hinter sich hörte sie Mariannes leises Flüstern. „Wie lang bist du schon wach?“

Elise drehte sich um. „Noch nicht sehr lange.“ Das Gesicht ihrer Schwester glänzte immer noch davon, dass sie es gestern sauber geschrubbt hatte, nachdem sie in der Missionsstation in der Siebten Straße angekommen waren. Das Trauma aus den Tagen als obdachlose Waisen würde sich jedoch nicht so leicht wegwaschen lassen.

Sie kniff sich in die Wange, um sich davon zu überzeugen, dass sie nicht träumte, obwohl das Knurren ihres Magens deutlich verriet, dass sie hellwach war.

„Ich gehe heute arbeiten“, teilte sie Marianne leise mit und warf einen kurzen Blick auf die drei Kinder, die hinter ihr auf den Prit-

schen schliefen. Sie wollte sie noch nicht wecken. Sie hoffte, sie würden den ganzen Tag schlafen und sich erholen.

Marianne strich ihre gewellten, braunen Haare zurück, die immer noch dringend gewaschen werden mussten. „Miss Pendleton hat gesagt, dass wir heute noch nicht zu arbeiten anfangen müssen und uns ein paar Tage ausruhen können.“

„Wir brauchen das Geld.“ Sie hatten keinen Cent. Sie besaßen nichts als einen kleinen Beutel mit Kleidung und anderen Habseligkeiten, die sie daran erinnerten, dass sie früher einmal Eltern und ein Zuhause gehabt hatten. Mit jedem Tag, der verging, wurde es schwerer, sich an die Zeit zu erinnern, als sie in Hamburg ein glückliches und behütetes Leben geführt hatten, eine Zeit, als Vater und Mutti noch lebten, Vater seine gut gehende Bäckerei betrieb und sie besaßen, was sie brauchten, und noch mehr.

Als ein leises Rascheln ertönte, erschauerte Marianne und legte die dünnen Arme über ihre Brust. Elise hatte gestern Nacht tief und fest geschlafen – das erste Mal, seit Mutti vor über sechs Wochen gestorben war – und deshalb die Ratten in den Wänden und die Kakerlaken an der Decke nicht gehört. Aber in der Stille des frühen Morgens war die Kakophonie aus dem Krabbeln und Rascheln viel zu laut zu hören.

Miss Pendleton, die Eigentümerin der neu eröffneten Missionsstation in der Siebten Straße, hatte ihnen erklärt, dass sie noch lange nicht fertig waren, das große Gebäude zu renovieren und zu reinigen, das früher eine Brauerei gewesen war. Als die Brauerei vor einigen Jahren schließen musste, hatten sich Banden und Vandalen in dem unbenutzten Gebäude breitgemacht und eine Spur der Verwüstung hinterlassen.

Einschusslöcher überzogen eine Wand, während sich über die andere ein großer Riss zog, der notdürftig gekittet worden war. Die Decke war mit schwarzem Ruß überzogen, ein Beweis dafür, dass jemand hier drinnen ein Kohlefeuer angezündet hatte, um die Kälte zu vertreiben. Der Boden war gefegt, aber er war trotzdem schmutzig.

Dieses Zimmer war natürlich besser, als auf der Straße zu leben, machte sich Elise bewusst. Viel besser.

Noch wichtiger war, dass Miss Pendleton ihr und Marianne ei-

nen der begehrten Arbeitsplätze in ihrer Näherei versprochen hatte. Elise hatte vor, sich gleich am Morgen auf dieses Versprechen zu berufen. Sie brauchte dringend eine Arbeit. Sie hatte Mutti auf dem Sterbebett versprochen, dass sie sich gut um ihre Geschwister kümmern würde, aber das hatte sie bis jetzt nicht geschafft.

Außerdem wollte sie Miss Pendletons Großzügigkeit nicht ausnutzen. Miss Pendleton hatte sie gestern schon mit mehreren Mahlzeiten versorgt. Sie hatte ihnen trockene Decken und Pritschen gegeben. Und sie hatte einen Arzt für den armen, kleinen Nicholas kommen lassen. Das Leben draußen bei Wind und Wetter und die Unterernährung hatten bei dem einjährigen Kind ihre Spuren hinterlassen. Abgesehen von Flüssigkeitsmangel hatte der Arzt jedoch zum Glück keine gesundheitlichen Probleme bei dem Jungen festgestellt. Nach einem Tag Ruhe und viel Flüssigkeit war schon wieder Farbe in seine Wangen zurückgekehrt.

„Bleib bei den Kindern.“ Elise kämmte ihre Haare mit den Fingern zurück und begann, sie zu flechten. In dem schwachen Licht, das durchs Fenster hereinfiel, wirkten ihre dichten, blonden Haare grau. Das wunderte sie nicht. Der Staub von den Straßen klebte an jeder Faser ihres Körpers.

Marianne widersprach ihr nicht. Auch wenn sie nur ein Jahr jünger war, hatte sie sich der 19-jährigen Elise immer untergeordnet. Das machte Elise die Arbeit, ihre Geschwister zu versorgen, leichter. Sie hörten auf sie, ohne Fragen zu stellen. Aber die Last der Verantwortung konnte manchmal unerträglich sein, besonders, da sie sich anscheinend nicht so um sie kümmern konnte, wie sie es verdienten.

Elises Finger blieben in ihren Haaren hängen. Ihre Hände waren vom Regen ganz rau und rot und die Finger unbeweglich. Sie betete, dass sie ihre Finger dazu bewegen könnte, die feinen Stiche zu nähen, die von ihr verlangt werden würden.

Marianne schob ihre Hände weg. „Lass mich das machen.“

Elise überließ ihre Haare Mariannes kräftigen, aber trotzdem zarten Fingern. Im Nu hatte Marianne ihre Haare geflochten, zusammengerollt und an ihren Hinterkopf gesteckt. Elise drückte ihrer Schwester dankbar einen Kuss auf die Wange und schlich dann durch den Raum.

Ihr Blick schweifte über Sophie, die zwischen Nicholas und Olivia lag, und blieb an ihr haften. Sophie hatte ihre dünnen Arme schützend über die Kinder gelegt. Zum ersten Mal seit Wochen war Sophies hübsches Gesicht glatt und ohne Sorgenfalten. Elise glaubte fast, die Grübchen auf ihren Wangen sehen zu können, die sich nur noch selten zeigten.

Im Schlaf sah Sophie so verwundbar aus, fast genauso hilflos wie Nicholas und Olivia. Sophie war zierlich und hatte sich noch nicht in eine Frau verwandelt. Sie könnte leicht für ein zehnjähriges Kind gehalten werden, obwohl sie schon fünfzehn war.

Elise seufzte. Vielleicht würde Sophie an diesem sicheren Ort mit regelmäßigen Mahlzeiten anfangen aufzublühen. Sie hoffte verzweifelt, dass heute der erste Tag einer besseren Zukunft für sie alle werden würde.

Sie stieg eine wackelige Treppe hinab, bis sie im Erdgeschoss ankam. Als sie von der Toilette in der Gasse hinter dem Haus zurück war, ging sie in die Richtung, aus der Stimmen und leises Lachen zu hören waren. Der Flur war schmal und wurde nur von dem Licht erhellt, das durch die offenen Türen der Räume vorne im Gebäude fiel. Es roch stark nach frischer Farbe sowie nach Essig und Lauge – ein deutliches Zeichen, dass Miss Pendleton schon schwer gearbeitet hatte, um das Erdgeschoss nutzbar zu machen.

Bevor Elise das Nähzimmer erreichte, blieb sie stehen und atmete tief ein, dann zwang sie sich einzutreten. Sie befand sich in einer Näherei, in der Frauen an langen Tischen saßen und Hemden nähten. Ihre Unterhaltungen verstummten und bald richteten sich aller Augen auf sie.

Keines der Gesichter war ihr bekannt. Viele der Frauen hielten eine Nadel, an der ein Faden hing. Andere hatten ihre Nadel in den Stoff gesteckt. Die Tische waren mit den zugeschnittenen Teilen von Männerhemden in verschiedenen Bearbeitungsstadien bedeckt. Obwohl Elise an ihrem letzten Arbeitsplatz Westen genäht hatte, war sie mit der Näharbeit gut genug vertraut, um die verschiedenen Aufgaben zu erkennen, die den Frauen zugeteilt waren. Einige hefteten, andere waren für die Appretur zuständig und wieder andere bestickten die Hemden.

Es kursierten Gerüchte von neuen Maschinen, die diese Arbeit

anstelle des Nähens von Hand übernehmen könnten. Genauso wie alle anderen konnte sich Elise nicht vorstellen, wie ein Metallgerät so präzise und gründlich sein sollte wie ein Mensch.

Obwohl sie nie gedacht hätte, dass sie einmal als Näherin arbeiten würde, war das Nähen wenigstens eine Arbeit, die Frauen in New York City offenstand. Die meisten Betriebe hatten bereits genug Arbeiterinnen, aber Miss Pendleton hatte ihr eine Stelle garantiert. Darauf zählte sie. Sie war verzweifelt auf diese Arbeit angewiesen.

Sie schaute sich im Raum nach der zierlichen, dunkelhaarigen Frau in schwarzer Trauerkleidung um. Aber Miss Pendleton war nicht da.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragte eine Frau mit einem Akzent, der verriet, dass sie aus England kam. Sie schob sich von einem der Tische weg und stand auf. Sie war groß und blass, was die dunklen Ringe unter ihren Augen noch deutlicher betonte. Ihre stumpfen, braunen Haare waren in der Mitte streng gescheitelt und an den Seiten hochgesteckt. Ihr kariertes Kleid aus Seide und Taft, das früher wahrscheinlich modisch und elegant gewesen war, war jetzt ausgebleicht und abgenutzt.

„Ich suche Miss Pendleton“, sagte Elise. Sobald sie den Mund aufmachte, verwandelte sich die Neugier in einigen Gesichtern in Misstrauen und Ablehnung. Obwohl sie seit sieben Jahren in Amerika lebte, hatte Elise immer noch einen deutschen Akzent. Offensichtlich waren diese Frauen keine Deutschen, was bedeutete, dass sie wahrscheinlich Irinnen waren.

Leider schienen sich die irischen und die deutschen Einwanderer nie zu verstehen. Vagabundierende Banden beider Seiten bekämpften sich ständig auf den Straßen und in den Gassen. Die zwei ethnischen Gruppen machten hier einen großen Bevölkerungsanteil aus und konkurrierten um dieselben wenigen Arbeitsplätze und Wohnungen.

„Miss Pendleton ist nicht da.“ Die Augen der großen Frau waren nicht feindselig, nur neugierig.

„Miss Pendleton hat mir gesagt, dass ich hier Arbeit finden könnte.“

Die Frauen schauten sich vielsagend an. Elises Magen zog sich

zusammen. Gab es hier doch keine Arbeit für sie? Hatte ihr Miss Pendleton falsche Hoffnungen gemacht?

„Wie Sie selbst sehen können“, sagte die Engländerin, „haben wir hier keinen Platz für noch mehr Arbeiterinnen.“

Elise ließ ihren Blick wieder durch den Raum schweifen und stellte fest, dass an jedem Tisch nur vier Frauen saßen. Jede hatte ihre eigene Arbeitsfläche mit viel natürlichem Licht, das durch die Fenster fiel. Außerdem waren Petroleumlampen im ganzen Raum verteilt.

Der Betrieb, in dem sie zuletzt gearbeitet hatte, war eine kleine Wohnung in einem Mietshaus gewesen. Bis zu zwölf Arbeiterinnen hatten sich in einen Raum gedrängt, der nur einen Bruchteil der Größe dieses Zimmers gehabt hatte. Sie hatten nur wenig Licht gehabt und auf ihrem Schoß arbeiten müssen. „Ich brauche nicht viel Platz.“

Die Engländerin warf einen Blick hinter sich auf eine Frau mit lockigen, roten Haaren, die an einem der Tische saß. Sie schürzte jetzt die Lippen und schüttelte kurz den Kopf. Ihre Augen und ihr hübsches, sommersprossiges Gesicht waren vom Leben auf der Straße hart geworden. Ihnen fehlte jedes Mitgefühl in dieser Welt, in der ein brutaler Überlebenskampf herrschte.

„Sie werden sich woanders eine Arbeit suchen müssen“, sagte die Frau fast entschuldigend.

Elise war versucht zu widersprechen. Oder zu betteln. Sie hielt sich für eine Frau mit einem gewissen Stolz. Aber nachdem sie schon einmal auf der Straße gelebt hatte, erfüllte sie der Gedanke, dorthin zurückkehren zu müssen, mit einer spürbaren Panik. Sie hatte keine Angst um sich selbst, aber sie wollte ihre Familie nicht wieder dieser Gefahr aussetzen. „Wenn Sie mir eine Chance geben, werden Sie sehen, dass ich eine ausgezeichnete Näherin bin.“

„Es tut mir wirklich leid“, antwortete die Frau.

„Was soll ich denn sonst machen?“ Die verzweifelte Frage rutschte ungewollt über ihre Lippen.

„Du bist jung und hübsch“, sagte die Rothaarige. „Die Männer werden dich mögen.“

Diese Andeutung ließ Elise die Haare zu Berge stehen. „Lieber sterbe ich, als dass ich meinen Körper verkaufe.“

„Meine Güte, sind wir aber stolz“, knurrte eine andere Frau von einem Tisch in Elises Nähe.

„Ja“, gab ihr eine andere recht, die dieses Wort mit finsterner Miene fauchte. „Wenn das die einzige Möglichkeit wäre, um nicht mit ansehen zu müssen, wie deine Kinder vor deinen Augen verhungern, würdest du es machen.“

Andere mischten sich ein und wütende Stimmen erhoben sich im Raum. Die Blicke, die vorher schon unfreundlich gewesen waren, wurden jetzt richtig feindselig. Elise trat einen Schritt zurück. Sie konnte nicht verstehen, warum ihre einfache Aussage die Frauen so wütend machte. Prostitution war falsch. Warum wurde sie beschimpft, weil sie sich dagegen aussprach?

Es sei denn ...

Elise klammerte sich an den Türrahmen. Sie war gestern so müde gewesen, dass es ihr schwergefallen war, sich zu konzentrieren, als Miss Pendleton erklärt hatte, was das Ziel der Missionsstation in der Siebten Straße war. Aber irgendwo in ihrem Hinterkopf erinnerte sich Elise vage daran, dass Miss Pendleton erwähnt hatte, dass die Frauen hier in der Näherei aus einem erniedrigenden Leben gerettet worden waren. Hatte sie damit gemeint, dass sie Prostituierte gewesen waren?

Alle Hoffnungen verschwanden wie Blumenblüten, die auf den Boden fielen und nur darauf warteten, zertrampelt zu werden. Sie sollte lieber sofort gehen. Hier gäbe es für sie als Deutsche keine Arbeit. Und schon gar nicht, nachdem sie diese Frauen beleidigt hatte.

Elise wandte sich von der Näherei ab und ging durch den Flur dorthin zurück, woher sie gekommen war. Sie würde die Kinder so lange wie möglich schlafen lassen, dann könnten sie noch eine Mahlzeit essen, bevor sie aufbrächen. Aber wohin würden sie gehen? Wäre sie gezwungen, zu ihrem Onkel zurückzugehen, obwohl die Situation dort unerträglich gewesen war?

Was war mit Reinhold? Sie waren Freunde, und er hatte angeboten, sie zu heiraten, um ihrer Familie ein Dach über dem Kopf zu geben, obwohl er es kaum schaffte, seine eigene Mutter und seine Geschwister sowie seine Tante und deren Kinder zu versorgen. Er war inzwischen wahrscheinlich krank vor Sorge. Sie hatte keine Möglichkeit gehabt, sich bei ihm zu melden, seit sie weggelaufen waren.

„Elise“, rief eine Stimme vom Flur.

Elise fuhr herum und sah, dass Miss Pendleton das Gebäude betrat. Hinter ihr kam der kräftige Pastor Bedell. Obwohl er ein freundliches Gesicht hatte, war er groß und breitschultrig, ein Riese von einem Mann, der sich nicht scheute, seine Fäuste einzusetzen. Elise hatte schon einmal erlebt, wie er einen Streit geschlichtet hatte. Seine Kraft war beeindruckend. Miss Pendleton hatte ihnen gestern mit hübschen geröteten Wangen erzählt, dass sie und Pastor Bedell verlobt waren und dass die Hochzeit stattfinden würde, sobald die Trauerzeit um ihre Mutter vorbei wäre.

Miss Pendleton eilte mit kurzen, klappernden Schritten auf sie zu. Sie war zierlich und dünn, ihr Gesicht war eckig und fast streng. Doch was ihr an Größe fehlte, machte sie durch Entschlossenheit und Zielstrebigkeit wett.

„Es überrascht mich, Sie so früh am Morgen wach zu sehen.“ Miss Pendleton trat mit einer Würde und Anmut auf, die Elise nur allzu schmerzlich an ihren unterschiedlichen gesellschaftlichen Stand erinnerte. Sie war klug genug, Miss Pendleton nicht mit anderen reichen Aristokraten in einen Topf zu werfen, aber sie hatte trotzdem Mühe, gegen diese Frau keine Abneigung zu verspüren.

Wenn Graf Eberhardt nicht gewesen wäre, würde ihre Familie immer noch glücklich in Hamburg leben. Vater hätte noch seine Bäckerei und sie würde an seiner Seite arbeiten und das, was sie liebte, mit den Menschen, die sie liebte, gemeinsam tun. Ein geringfügiges Vergehen gegenüber dem hartherzigen Grafen aber hatte genügt und er hatte entschieden, Vaters guten Ruf mit einem hinterhältigen Gerücht zu zerstören.

Elise konnte die tiefen Falten auf Vaters Stirn und die Verzweiflung in seinen Augen nicht vergessen, als er schließlich erkannt hatte, dass keine Kunden mehr kamen, die sein Brot und seine Kuchen kauften.

„Ich hoffe, Sie haben in der Küche etwas zu essen gefunden.“ Miss Pendleton blieb so nahe vor ihr stehen, dass Elise der frische Blumenduft ihrer Kleidung und Haare bewusst machte, dass von ihrem eigenen ungewaschenen Körper und ihrer schmutzigen Kleidung ein säuerlicher Geruch ausging.

„Ich brauche nur für die Kinder etwas zu essen“, sagte Elise.

„Sie müssen selbst auch etwas essen. Ich bestehe darauf.“ Miss Pendleton nickte zur Treppe, die in eine Küche und ein Esszimmer im ersten Stock führte. Obwohl in den Zimmern immer noch gearbeitet wurde und sie lange noch nicht fertig waren, hatte Miss Pendleton ein einfaches Gericht auf dem Ofen stehen, das die Arbeiterinnen für einen kleinen Betrag kaufen konnten.

Am anderen Ende des schwach beleuchteten Flurs entdeckte Elise die große Engländerin, die im Türrahmen der Näherei stand. Als Miss Pendletons Augen Elises Blick folgten, zog sich die Frau in den Raum zurück.

„Sie sollten doch heute noch nicht arbeiten.“ Miss Pendleton schaute sie mit ihren aufmerksamen, graublauen Augen an. „Ich dachte, das hätte ich gestern Abend deutlich gemacht.“

„Ja, aber ...“

„Sie sind ein paar Tage mein Gast hier. Wenn Sie dann wieder zu Kräften gekommen sind, stelle ich Sie der Vorarbeiterin vor und sie wird Ihnen eine Arbeit zuteilen, die Ihren Fertigkeiten entspricht.“

„Die Frauen haben mir gesagt, dass hier kein Arbeitsplatz frei ist.“

„Unsinn.“ Miss Pendleton drehte sich auf dem Absatz um und marschierte durch den Flur. „Kommen Sie. Ich stelle Sie den Frauen vor.“

Elise rührte sich nicht vom Fleck.

An der Tür zur Näherei blieb Miss Pendleton stehen und winkte sie zu sich. „Kommen Sie. Seien Sie nicht so schüchtern.“

Elise war nicht schüchtern. Sie war einfach realistisch. Ihr drängten sich wieder die gleichen Fragen wie zuvor auf. Wo sollte sie arbeiten, wenn sie in der Missionsstation keine Arbeit fand? Wo würde sie eine Wohnung finden? Konnte sie ihre Familie wieder dem Leben auf der Straße aussetzen?

Miss Pendleton lächelte sie mit einer Wärme und Freundlichkeit an, die Elise versprach, dass alles in Ordnung kommen würde. Wenn Miss Pendleton sie vorgestellt hätte, würden die Frauen sie bestimmt akzeptieren und über ihre Beleidigung hinwegsehen. Sie würden das anfängliche Missverständnis bestimmt vergessen.

Als Miss Pendleton sie erneut zu sich winkte, kehrte Elise in das Nähzimmer zurück.

„Meine Damen“, sagte Miss Pendleton und trat ins Zimmer, „ich möchte Ihnen unsere neueste Mitarbeiterin vorstellen, Elise Neumann.“

Schweigen begrüßte Elise. Und gesenkte Blicke. Außer der großen Engländerin schaute sie niemand an.

Miss Pendletons Brauen zogen sich nach oben. Diese Reaktion hatte sie eindeutig nicht erwartet. „Miss Neumann hat mir versichert, dass sie im Nähen sehr geschickt ist. Ich bin also überzeugt, dass sie eine Bereicherung für uns ist.“

Immer noch herrschte Schweigen im Raum. Der Lärm von der Straße drang durch die Fenster herein, die an diesem Junimorgen weit offen standen, um die Kühle der Morgenstunden hereinzulassen, bevor die Hitze des Tages unerträglich wurde.

„Mrs Watson?“ Miss Pendleton lächelte die große Frau an, die etwas von ihr entfernt an der Stirnseite eines Tisches stand. „Ich bin sicher, dass Sie gerne eine Frau mit Miss Neumanns Erfahrung in Ihren Reihen haben werden. Ach, und ihre Schwester wird auch mit uns arbeiten.“

Mrs Watson erwiderte das Lächeln nicht. Stattdessen warf sie wieder einen Blick auf die rothaarige Frau, die ihre Aufmerksamkeit auf den Hemdsärmel richtete, der vor ihr lag, und ihre Nadel eifrig in den Stoff führte.

Miss Pendletons Lächeln wurde schwächer, aber sie drückte Elise ermutigend den Arm.

Mrs Watson räusperte sich. „Miss Pendleton, ich fürchte, wir haben im Moment keinen Platz für weitere Näherinnen. Wenn die Näherei auf der anderen Seite des Flurs fertig ist, kann man vielleicht ...“

„Ich bin sicher, dass wir vorübergehend noch zwei Frauen hier unterbringen.“

„Andere Frauen warten bereits darauf, hier zu arbeiten, Frauen, die wir wegschicken mussten.“ Mrs Watson flüsterte jetzt fast.

Miss Pendleton bedachte Mrs Watson mit einem scharfen Blick. „Ich bin mir des Problems, dass wir Frauen wegschicken müssen, sehr wohl bewusst. Und es bricht mir jedes Mal das Herz. Ich will

jedem helfen und ich hoffe, dass ich irgendwann viel mehr Menschen helfen kann.“

Mrs Watson richtete ihre Aufmerksamkeit auf den Boden, der bis auf einige lose Fäden überraschend sauber war.

„Bis dahin, Mrs Watson, bete ich zu Gott, dass er mich zu den Menschen führt, denen ich helfen soll. Dazu gehören, wie ich glaube, Sie und die Frauen in diesem Raum. Und auch Miss Neumann und ihre Geschwister.“ Miss Pendleton hob das Kinn, wie als Warnung, ihr nicht zu widersprechen.

Niemand sprach ein Wort.

„Sie sind die ersten Bewohner hier in diesem Haus“, fuhr sie fort. „Und ich hoffe, dass ich die Türen bald noch viel mehr Menschen öffnen kann, die eine sichere Unterkunft brauchen.“

Aus den schnellen Blicken, die einige Frauen miteinander wechselten, schloss Elise, dass sie diese Nachricht als Bevorzugung betrachteten und sie deshalb noch weniger mögen würden.

„Also, Mrs Watson: Kann ich mich darauf verlassen, dass Sie Miss Neumann und ihre Schwester in unserer Näherei freundlich aufnehmen?“

Mrs Watson nickte. „Ja, Ma’am. Wir werden unser Bestes geben.“

„Gut. Es freut mich sehr, das zu hören. Schließlich wollen wir anderen die gleiche Gnade und Liebe erweisen, die uns selbst erwiesen wurde, nicht wahr?“

„Ja, Ma’am“, sagte Mrs Watson noch einmal.

Obwohl Miss Pendleton mit ihrer Antwort zufrieden zu sein schien, konnte Elise das Gefühl nicht von sich abschütteln, dass ihre neue Arbeit von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. So sehr sie auch auf die Hilfe der Missionsstation in der Siebten Straße angewiesen war, hatte sie den Verdacht, dass sie ihre Hoffnung und Hilfe früher oder später anderswo suchen müsste.

KAPITEL 2

„Ich habe euch beide heute zu mir bestellt, um euch mitzuteilen, dass ich sterben werde.“

Thornton Quincy starrte die blauen Lippen seines Vaters an. Sterben? Nein! Er begann, den Kopf zu schütteln, aber Bradford kam ihm zuvor.

„Du hast nur wieder eine Entzündung“, sagte Bradford, der auf der anderen Seite des Bettes stand. „Die Rippenfellentzündung wird genauso vergehen wie beim letzten Mal.“

„Sie wird nicht vergehen.“ Vaters heiseres Flüstern endete mit einem Hustenanfall, der den Arzt und seine Krankenschwester aus der Ecke herbeieilen ließ.

Thornton trat zurück, um ihnen Platz zu machen, damit sie seinen Vater versorgen konnten, aber Bradford rührte sich nicht vom Fleck. Er umklammerte Vaters Hand noch fester. Das schmale Gesicht seines Zwillingsbruders, die spitz zulaufende Form seines Kinns und seiner Wangen, seine perfekte Nase ... das alles war ein Spiegelbild von Thorntons eigenen Gesichtszügen. Sie hatten die gleichen dunklen, gewellten Haare und dunkelbraunen Augen. Sie waren beide 1,70 Meter groß, 77 Kilo schwer und besaßen eine drahtige Stärke, die ihnen bei vielen Abenteuern in ihrer Kindheit und Jugend zugutegekommen war.

In jüngeren Jahren hatten sie ihre Kindermädchen gern ausge-trickst, die dann nicht mehr gewusst hatten, wer von ihnen wer war. Während der Schulzeit hatten sie viele Lehrer getäuscht. Selbst ihre Freunde waren auf ihre Tricks hereingefallen. Aber jetzt, mit 24 Jahren, sahen sie sich nicht mehr ganz so ähnlich.

„Du stirbst nicht“, sagte Bradford wieder mit einer Autorität in der Stimme, die so viel Ähnlichkeit mit der ihres Vaters hatte. „Du bist binnen eines Monats wieder auf den Beinen und gehst deinem gewohnten Leben nach.“

Der Arzt und die Krankenschwester schoben Vater auf einen Kissenberg nach oben. Die angespannten Linien in Vaters Gesicht sprachen Bände. Er litt unter starken Schmerzen. „Es ist Zeit für Ihr Opium, Mr Quincy“, sagte der Arzt.

Thornton, der in der Mitte des riesigen Schlafzimmers stand, hatte das Gefühl zu ersticken. Jeder Zentimeter des Zimmers, einschließlich der Decke, war mit einem rotbraunen Lilienmuster tapeziert. Die dicken Vorhänge waren zugezogen und sperrten das Tageslicht aus. Mehrere Wandleuchten warfen ein flackerndes, bernsteinfarbenes Licht in den Raum, in dem Vaters bläuliche Haut grau und wachsartig wirkte.

Der Schweiß lief Thornton unter seinem Hemd und seiner Anzugjacke unablässig über den Rücken. Er wollte seine Jacke ausziehen und seine Hemdsärmel hochkrepeln, aber er zwang sich, der vornehme Gentleman zu sein, den sein Vater erwartete.

Als Vaters Atem wieder weniger mühsam kam und das Opium die schlimmsten Schmerzen linderte, bedeutete er Thornton, wieder an sein Bett zu kommen. Er griff nach Thorntons Hand und hielt sie und Bradfords Hand fest. Bei einem Mann, der selten körperliche Zuneigung zeigte, war diese Berührung, auch wenn sie schwach war, unerwartet. Es war der verzweifelte Griff eines Mannes, der das Ende seines Lebenslaufs vor sich sah, aber noch nicht bereit war, die Ziellinie zu erreichen.

„Meine Söhne“, begann Vater, „ich weiß, dass ich Vorkehrungen für meinen Tod treffen muss.“ Bradford setzte zu einem Widerspruch an, aber Vater brachte ihn mit einem Kopfschütteln zum Schweigen. „Ich habe meinen Berater, Mr Morgan, dem ich voll und ganz vertraue, heute eingeladen, damit er mir helfen kann, euch meine letzten Wünsche zu erklären.“

Als wäre das sein Stichwort, betrat ein klein gewachsener, rundlicher Mann in einem eng sitzenden, schwarz-weiß gestreiften Anzug den Raum. Er trug einen hohen, schwarzen Zylinder, der wahrscheinlich dazu gedacht war, ihn größer aussehen zu las-

sen. Stattdessen unterstrich er jedoch nur, wie klein der Mann war.

„Es ist nicht nötig, uns deine letzten Wünsche mitzuteilen, Vater“, sagte Bradford. „Denn du wirst noch viele Jahre bei uns sein.“

„Wir müssen aufhören, uns vorzumachen, ich würde ewig leben“, erwiderte Vater in einem Tonfall, aus dem ein Teil seiner alten Stärke sprach. „Falls sich die Ärzte bei ihrer Prognose irren, können wir uns als gesegnet erachten, weil wir mehr Zeit bekommen. Aber da es so aussieht, als würde ich nicht wieder gesund werden, muss ich einige Entscheidungen im Hinblick auf die Zukunft meiner Firma treffen.“

Mr Morgan zog ein Blatt Papier aus der Innentasche seiner Jacke und begann, es auseinanderzufalten.

„Ich habe Mr Morgan meine Pläne dargelegt“, fuhr Vater fort. „Ich möchte, dass er euch jetzt meine Wünsche vorliest.“

Mr Morgan legte das Blatt auf seinen vorstehenden Bauch, der ihm als Pult diente, und begann, auf seine gewohnte direkte Art zu lesen. „Um zu bestimmen, welcher meiner Söhne am geeignetsten ist, die alleinige Leitung über alle meine Investitionen und Firmen zu übernehmen, stelle ich sie vor eine sechsmonatige Herausforderung. Die zwei Bedingungen lauten wie folgt: Erstens, jeder meiner Söhne muss eine zukunftsfähige Stadt an der Illinois Central Railroad aufbauen. Und zweitens, jeder Sohn muss eine Frau heiraten, die er liebt. Wer am Ende der sechs Monate beides erreicht, gewinnt diesen Wettstreit und wird Eigentümer von *Quincy Enterprises*.“

Mr Morgan faltete das Papier zusammen und steckte es wieder ein. Thornton konnte den Mann nur ungläubig anstarren.

Für einen kurzen Moment war auch Bradford ob dieser Ankündigung sprachlos. Thornton schaute seinen Bruder über das Bett hinweg an. Er versuchte, trotz des trüben Lichts zu erkennen, was Bradford dachte. Gefiel ihm diese Herausforderung? Oder beunruhigte sie ihn? Als sie noch jünger gewesen waren, hatte Thornton die Gedanken seines Bruders immer lesen können. Aber in den letzten Jahren hatte er zunehmend das Gefühl gehabt, als stünde ein Vorhang zwischen ihnen.

„Das ist eine ziemlich große Überraschung“, sagte Bradford langsam, als wiege er jedes Wort ab.

Thornton wollte herausplatzen, dass es lächerlich war, aber stattdessen bemühte er sich, genauso ruhig zu sprechen wie Bradford. „Hast du daran gedacht, dein Vermögen zu gleichen Teilen zwischen uns aufzuteilen?“

Sein Vater schnaubte abfällig. „Natürlich nicht! Soll ich das Unternehmen schwächen, indem ich es zerstückle? Nein, es bleibt zusammen. Der Sieger der Herausforderung bekommt alles, ist Präsident und alleiniger Eigentümer des Unternehmens. Der andere muss sich mit der Rolle des Vizepräsidenten begnügen.“

„Das klingt sinnvoll.“ Thornton versuchte, Selbstvertrauen in seine Stimme zu legen, aber innerlich fühlte er sich als der Zwilling, der nie das Richtige sagen konnte, dem es nie gelang, Vater zufriedenzustellen.

„Mir gefällt die Vorstellung nicht, gegen Thornton um etwas zu kämpfen, bei dem es um so viel geht“, sagte Bradford. „Es ist eine Sache, beim Spiel oder bei einem Jachttrennen gegeneinander anzutreten. Aber das? Hier geht es um unsere Zukunft.“

„Mir gefällt das auch nicht“, gab Thornton zu.

„Wer diesen Wettstreit nicht will, soll darauf verzichten.“ Vater schaute ihn – und nicht Bradford – direkt an. Aus seinen Augen sprach eine unausgesprochene Herausforderung. Es war die Herausforderung, sich zu beweisen.

Versuchte er das nicht schon sein ganzes Leben lang? Sich seinem Vater zu beweisen? Sich als genauso würdig zu erweisen wie Bradford? Und war er nicht immer daran gescheitert, den Anforderungen seines Vaters gerecht zu werden, egal, was er tat oder wie sehr er auch versuchte, wie Bradford zu sein? Was würde daran jetzt etwas ändern?

Bradford zog eine Braue hoch und ein entschlossenes Funkeln sprach aus seinen Augen. Sein Bruder liebte Herausforderungen, er blühte auf, wenn er Konkurrenz hatte. Er würde nicht zurückweichen, und das wusste ihr Vater. Falls jemand um des Friedens willen auf den Wettstreit verzichten würde, um ihre gute Beziehung nicht zu zerstören, dann wäre das Thornton.

Aber wenn das seine letzte Chance war, sich den Respekt seines Vaters zu verdienen und ihm zu zeigen, dass er ein Mann war, auf den er stolz sein konnte?

„Sechs Monate sind zu wenig Zeit, um eine Stadt zu bauen“, sagte Thornton schließlich. Es war nicht so, dass Landentwicklung für ihn oder Bradford etwas Neues gewesen wäre. Sie arbeiteten seit mehreren Jahren mit ihrem Vater in der Firma und hatten schon Erfahrung darin, Land in Illinois entlang der neuen Eisenbahn zu verkaufen und zu entwickeln. Wenn Farmer aus dem Osten überzeugt worden waren, das Land zu kaufen und sich in Illinois neu anzusiedeln, wurde der Gewinn benutzt, um den Bau der Eisenbahnen voranzutreiben. Dann planten Firmen wie *Quincy Enterprises*, an welchen strategischen Stellen entlang der Bahnlinie, an denen die Aussichten auf zusätzlichen Gewinn für die Eisenbahn hoch eingeschätzt wurden, Städte zu errichten waren.

„Das stimmt“, antwortete Vater, der immer noch die Hände seiner beiden Söhne hielt. „Aus diesem Grund werdet ihr zwei Gebiete fertig entwickeln, in denen es schon Farmen gibt, die die Stadt versorgen können. Die Arbeit wurde bereits begonnen, und ihr müsst jetzt dafür sorgen, dass sie erfolgreich weitergeführt wird. Falls ich vor Ablauf dieser sechs Monate sterbe, wird Mr Morgan über eure Städte entscheiden.“

„An welchen Kriterien wird das Wachstum gemessen?“, fragte Thornton im selben Moment, in dem Bradford eine ähnliche Frage stellte.

Vater wollte ihnen schon antworten, doch dann schloss er die Augen und eine große Müdigkeit trat in sein Gesicht, das früher majestätisch und dynamisch gewesen war, aber im Laufe der Zeit durch die Belastung und die Anforderungen, sich ein Vermögen zu erarbeiten, vorzeitig gealtert war. „Mr Morgan, würden Sie diese Frage bitte beantworten?“

Der Berater schob seine Brille auf seine Stirn und schaute zuerst Bradford und dann Thornton an. „Wir beurteilen Dinge wie Bevölkerungszahlen, Einkommen, Landverkäufe, Anzahl der Geschäfte und die üblichen Entwicklungskriterien – Häuser, Kirchen, Schulen, Fabriken, Hotels und alle anderen Annehmlichkeiten, die nötig sind, damit neue Siedler angezogen werden und bleiben.“

Bradford nickte kurz. Für ihn war die Sache damit geklärt.

Aber Thornton hatte noch zig andere Fragen. „Wenn wir alle

Hände voll zu tun haben, um unsere Städte zu entwickeln, wie sollen wir dann noch Zeit haben, um die zweite Anforderung zu erfüllen und zu heiraten? Besonders wenn man bedenkt, dass im Moment keiner von uns in einer Beziehung steht?“

Die Augen seines Vaters blieben geschlossen, aber er stieß ein ungeduldiges Seufzen aus. „Ich finde, es ist nicht zu viel verlangt, dass sich meine Söhne endlich ernsthaft darum bemühen, den Namen Quincy weiterzutragen, nicht wahr?“

„Natürlich nicht“, versicherte Bradford seinem Vater schnell. „Wir kennen beide jede Menge junger Damen hier in New York.“

„Sie können nicht einfach irgendeine junge Dame heiraten“, stellte Mr Morgan klar. „Der schriftlich festgehaltene Wunsch Ihres Vaters lautet, dass es eine Frau sein muss, die Sie lieben.“

„Und woran willst du messen, ob wir sie lieben?“, fragte Thornton, bevor er überlegte, dass es besser wäre, diese Frage für sich zu behalten.

„Ich habe eure Mutter geliebt“, sagte Vater. „Ich denke, ich bin qualifiziert zu erkennen, was Liebe ist und was nicht.“

Thornton schluckte seine wachsende Frustration hinunter, besonders als sich Bradfords Lippen zu einem selbstsicheren Lächeln verzogen. Sein Zwillingsbruder hatte immer die eine oder andere Frau gemocht. Und sie mochten ihn ebenfalls.

Natürlich mochten die Frauen Thornton auch. Es fehlte ihm nie an Begleitung oder an Damen, die sich um seine Aufmerksamkeit bemühten. Aber sich zu verlieben konnte man doch nicht erzwingen, oder? Nicht in einer so kurzen Zeitspanne.

„Die Bedingung, dass Sie diese Frau lieben müssen“, sagte Mr Morgan, „soll eine überstürzte Zweckehe, nur um diesen Wettstreit zu gewinnen, verhindern.“

„Mit anderen Worten“, sagte Vater mit beißender Stimme, „ich will, dass ihr lernt, noch einen anderen Menschen als euch selbst zu lieben.“

Diese Worte trafen Thornton. Konnte sein Vater denn nicht sehen, dass er ihn liebte, dass er Bradford liebte, dass er seine Mutter geliebt hatte? Auch wenn sie seit über zehn Jahren tot war, verging kein Tag, an dem er nicht an sie dachte.

War seinem Vater denn nicht bewusst, dass er in den letzten Jah-

ren keine Zeit gehabt hatte, sich zu verlieben, weil er sich nach Kräften bemüht hatte, *Quincy Enterprises* zum Erfolg zu verhelfen?

Bevor er noch weitere Bedenken oder Fragen äußern konnte, entließ ihr Vater sie. Der Arzt schickte sie aus dem Zimmer und erklärte, dass Mr Quincy Ruhe brauche, falls sie die Hoffnung haben wollten, dass er am Leben bliebe.

Sobald die Tür hinter Thornton ins Schloss fiel, blieb er auf dem breiten Flur stehen und atmete tief aus. Bradford fuhr mit der Hand durch die gewellten Haare und atmete ebenfalls laut aus. Beide sahen sie Mr Morgan nach, der auf seinen kurzen, gedrungenen Beinen davonstolzerte. Der weiche Teppichläufer, der den Hartholzboden bedeckte, dämpfte die abgehackten Schritte des Mannes. Als er um die Ecke verschwand, sprach Bradford als Erster.

„Das war entzückend, nicht wahr?“

„Reizend“, nickte Thornton.

Bradford trat an die gegenüberliegende Wand und rückte eines der vielen Gemälde gerade, die die Flure der New Yorker Villa der Quincys säumten – Originale, die ihr Vater bei seinen Europareisen gekauft hatte.

„Du weißt, dass ich genauso wenig einen Wettkampf um die Firma will wie du.“ Bradford betrachtete das Gemälde und verrückte den vergoldeten Rahmen um noch einige Millimeter, bevor er zurücktrat.

„Komm schon, Brad“, sagte Thornton. „Seien wir ehrlich. Es gibt auf der Welt niemanden, der eine Herausforderung mehr liebt als du.“

Bradford grinste und zeigte dabei seine geraden, weißen Zähne. Es war ein verschmitztes Lächeln, das entwaffnend war und, wenn nötig, Wunder wirken konnte. Das wusste Thornton, weil er selbst das gleiche Lächeln im Laufe der Jahre oft eingesetzt hatte, um zu bekommen, was er wollte.

„Du kennst mich einfach zu gut“, sagte Bradford.

„Hast du etwas anderes erwartet?“ Sie hatten sich in den letzten Jahren zwar nicht mehr so oft gesehen und waren beide geschäftlich für ihren Vater viel unterwegs gewesen, aber Thornton wollte glauben, dass sie immer noch eine gute Beziehung miteinander hatten.

„Ich nehme nicht an, dass du zugeben willst, dass ich der bessere

Mann bin, um die Firma zu übernehmen, und uns damit ersparst, in den nächsten sechs Monaten irgendwo im Nirgendwo in Illinois zu leben?“ Obwohl Bradford diese Worte locker und scherzhaft aussprach, fiel Thornton etwas Scharfes in seinen Augen auf.

„Bist du der bessere Mann?“ Thornton bemühte sich ebenfalls um einen leichten Tonfall.

Bradford zuckte lässig die Achseln und richtete den Blick auf eines der Bilder, wahrscheinlich, um zu verhindern, dass Thornton seine Gedanken lesen konnte. „Wir mögen uns in vielen Dingen sehr ähnlich sein, aber du kannst nicht leugnen, dass ich der bessere Geschäftsmann bin. Und das weiß Vater.“

„Wenn er das weiß, warum stellt er uns dann vor diese Herausforderung?“

„Weil er deine Gefühle genauso wenig verletzen will wie ich.“

Thornton wollte Bradfords Worte abstreiten, er wollte glauben, dass sein Vater ihn als würdigen Gegner betrachtete und ihn für kompetent genug hielt, um die Firma zu leiten. Aber alte Unsicherheiten meldeten sich lautstark und störend wie lockere Kolben in einem Dampfzylinder.

Als spüre er, dass er ihn mit seinen Worten getroffen hatte, drückte Bradford Thorntons Schulter. „Du bist ein guter Mann, Thorn. Und du hast einen wachen Verstand. Aber ich denke, wir wissen beide, dass ich in Firmenangelegenheiten immer besser war als du.“

Thorntons Gedanken wanderten in die Zeit zurück, als er und Bradford zehn gewesen waren, nur wenige Monate nach dem Tod ihrer Mutter. Vater war in jenem Jahr besonders viel gereist und hatte sie wochenlang bei ihren Kindermädchen zu Hause gelassen. Aber als er einmal einige Wochen zu Hause gewesen war, hatte er jedem von ihnen ein extra Taschengeld gegeben, das sie ausgeben konnten, wofür sie wollten. Thornton hatte sich sofort das seltene Exemplar von Euklids *Die Elemente* gekauft, das er sich schon immer gewünscht hatte, und eine Sonderausgabe von *Poor Richard's Almanac*, eines von Benjamin Franklin herausgegebenen Jahrbüchern.

„Bücher?“ Sein Vater hatte überrascht die Brauen hochgezogen und seine Enttäuschung deutlich gezeigt, als er ihn gefragt hatte: „Haben wir nicht schon genug Bücher im Haus?“

„Diese nicht“, hatte Thornton eifrig geantwortet und versucht, seinem Vater zu erklären, wie besonders diese Bücher waren.

Sein Vater war ihm ins Wort gefallen. „Wusstest du, dass dein Bruder sein Geld an der Börse investiert hat?“

Der Stolz, der aus den Augen seines Vaters gesprochen hatte, als er Bradford ansah, hatte Thorntons Begeisterung über seine neuen Bücher versiegen lassen, bis nur noch eine große Beschämung übrig geblieben war. Wie sehr hatte er sich gewünscht, dass sein Vater ihn auch mit Stolz in den Augen ansehen würde, dass er mit ihm genauso zufrieden wäre wie mit Bradford. Ab jenem Moment hatte sich Thornton bemüht, so zu werden wie sein Bruder.

Obwohl sich Thornton Bradford jahrelang als Vorbild genommen hatte, damit sein Vater sie beide gleich lieben würde, hatte er nie ganz das Gefühl gehabt, dass ihm das gelang. Thornton konnte vielleicht allen anderen vormachen, dass sein Bruder und er nahezu identisch seien, aber bei seinem Vater war ihm das nie gelungen.

„Hör zu“, sagte Bradford und riss Thornton aus seinen düsteren Gedanken. „Wenn du willst, können wir diesen Wettstreit durchziehen. Aber ich halte das für eine Zeitverschwendung, da ich auf diesem Gebiet eindeutig besser bin. Und ich glaube, du willst die Firma sowieso nicht leiten. Du wärst als Vizepräsident glücklicher.“

Wäre er das wirklich? Thornton sah im Geiste die strengen Augen seines Vaters, die ihn herausforderten, auf diesen Wettkampf zu verzichten. Seine Brust weitete sich, er musste beweisen, dass sein Vater auf ihn stolz sein könnte. Er grinste Bradford an. „Ich kann dich doch nicht um einen Wettstreit bringen, oder?“

Sein Bruder schwieg einen Moment, bevor er das Grinsen erwiderte. „Wahrscheinlich hast du recht. Ein freundschaftlicher Wettstreit hat noch niemandem geschadet, nicht wahr?“

„Denk nur daran, wie viel Spaß wir dabei haben werden, uns eine Frau auszusuchen“, fügte Thornton hinzu.

„Das stimmt natürlich. Ich denke, ich will Dorothea van Alstynne.“

„Wenn du einen Pudel willst, kannst du sie gerne haben.“

Bradford stieß ihn gut gelaunt in die Seite. „Sie ist ein schöner und reicher Pudel.“

„Ich ziehe eher jemanden wie Rosalind Beaufort vor.“

„Wenn du eine Deutsche Dogge willst, bitte sehr.“

Thornton lachte über den Witz seines Bruders. „Ich möchte nicht wissen, wie sie *uns* hinter unserem Rücken bezeichnen.“

„Als Pfauen?“

„Wahrscheinlich eher als Maulesel.“

Sie schmunzelten erneut, dann reichte ihm Bradford die Hand. „Wenn du darauf bestehst, diese Sache durchzuziehen, dann möge der Bessere gewinnen.“

Thornton schlug in die Hand seines Bruders ein und spürte die Härte und Selbstsicherheit, die Bradford ausstrahlte. „Möge der Bessere gewinnen.“

KAPITEL 3

Durch einen unsanften Stoß gegen Elises Ellenbogen wurde ihre Nadel zu tief in den feinen, weißen Leinenstoff gejagt. An der falschen Stelle.

„Ohh. Entschuldigung“, kam eine Stimme hinter ihr.

Sie saß an ihrem Platz am Ende des Arbeitstisches und brauchte nicht aufzusehen, um zu wissen, wer sie gestoßen hatte. Ihr war bewusst, dass es Fanny O’Leary gewesen war, die rothaarige Irin.

Elise faltete das Hemd ordentlich zusammen und legte es neben eine Schere, eine fast leere Fadenrolle und ein Kissen, in dem zig silberne Nadeln steckten, auf den Tisch.

„Nein, Elise“, flüsterte Marianne neben ihr. „Beachte sie einfach gar nicht.“

Elise schob ihren Stuhl vom Tisch zurück. Das Kratzen der Holzbeine auf dem Betonboden verriet Elises Ärger. Sie hatte die Nase voll und war nicht bereit, es noch länger hinzunehmen, dass Fanny und alle anderen sie in ihrer ersten Woche in der Missionsstation schikanierten. Sie hatte lange genug still gegessen und sich alles gefallen lassen.

Sie stand auf und stemmte die Hände in die Seiten. Die anderen Frauen verstummten und richteten ihre Aufmerksamkeit auf sie. Das erinnerte Elise an den ersten Tag, an dem sie in diese Näherei gekommen war.

Sie drehte sich um und sah, dass Fanny an ihren Platz zwei Tische entfernt rutschte. Elise schaute die junge Frau finster an, die trotz der Sommersprossen, die ihre Nase und Stirn überzogen, eines der hübschesten Gesichter in diesem Raum hatte; es war voller und

lebhafter als die blassen, hohlen Wangen der anderen. Sie bemühte sich unübersehbar, ihre ungezähmten, roten Locken unter einem Tuch zu bändigen. Trotzdem legten sich einige widerspenstige Locken um ihr Gesicht.

Die Frau nahm ihre Nadel und begann, einen Faden einzufädeln. Ihr schwaches Lächeln verriet, dass ihr sehr wohl bewusst war, wie sehr sie Elise ärgerte, und dass sie das sichtlich genoss.

„Ich gehe nicht weg“, verkündete Elise in die Stille hinein, in deren Hintergrund man das Quietschen von Wagenrädern und das Klappern von Pferdehufen auf der Straße vor den offenen Fenstern hörte. „Ich bleibe, auch wenn ihr mich weiterhin so grob und unfreundlich behandelt.“

„Elise.“ Mrs Watson, die Vorarbeiterin, stand auf. Sie überragte Elise mit ihrem schlaksigen, großen Körper. „Es tut mir wirklich leid, dass Sie das Gefühl haben, wir wären grob zu Ihnen, obwohl wir Ihnen und Ihrer Schwester doch am Tisch Platz gemacht haben.“

Elise wusste, dass es Mrs Watson nicht im Mindesten leidtat. Vielleicht ermutigte sie Fanny nicht unbedingt zu ihrem Benehmen, aber sie versuchte auch nicht, sie an ihren Sticheleien und an den anderen Schikanen zu hindern. Als Elise gestern von ihrer Mittagspause zurückgekehrt war, hatte das Hemdstück, an dem sie den ganzen Vormittag gearbeitet hatte, nicht an seinem Platz gelegen. Aus den verächtlichen Blicken, die die Frauen miteinander gewechselt hatten, hatte Elise geschlossen, dass jemand das Kleidungsstück absichtlich versteckt haben musste. Trotz langen Suchens war es nicht wieder zum Vorschein gekommen. Und Mrs Watson war ihr bei der Suche absolut keine Hilfe gewesen.

„Ich habe gehofft, durch meine fleißige Arbeit, meine schnellen, gleichmäßigen Stiche und meine Detailgenauigkeit beweisen zu können, dass ich einen Platz in der Näherei verdiene.“ Elise hob das Kinn. „Aber ich sehe, dass ihr bereits euer Urteil über mich gefällt habt und entschlossen seid, mir das Leben hier so schwer wie möglich zu machen.“

„Das ist nicht wahr“, widersprach ihr Mrs Watson. Sie warf einen schnellen Blick zur offenen Tür und machte sich wahrscheinlich Sorgen, dass Miss Pendleton sie hören könnte.

Elise hatte gegenüber Miss Pendleton kein Wort über die Schikanen verloren. Sie hatte zu viel Stolz, um nach allem, was diese freundliche Frau schon für sie getan hatte, zu ihrer Wohltäterin zu laufen. Selbst wenn ihr die anderen Frauen das Leben schwer machten, waren der Elfstundentag und die Bezahlung besser als alles, was sie bis jetzt erlebt hatte.

„Ich weiß, dass ihr nicht glaubt, dass wir es verdienen, hier zu arbeiten“, sagte Elise, „aber wir haben keine Eltern, keinen Platz, wo wir wohnen können, und niemanden, der uns helfen könnte.“

„Armes Kind“, kam ein sarkastisches Murmeln aus der Richtung von Fannys Tisch, obwohl Elise den Verdacht hatte, dass die Bemerkung dieses Mal eine von Fannys Freundinnen geäußert hatte.

Elise richtete sich höher auf. „Steh auf und sag mir das ins Gesicht!“

Marianne zupfte an Elises Ärmel und versuchte, sie wieder auf ihren Stuhl zu ziehen. Aber Elise warf die Schultern zurück und bereitete sich auf mögliche Handgreiflichkeiten vor. Wenn sie sich mit Fäusten verteidigen müsste, würde sie das tun.

„Komm schon, Dimna“, sagte Fanny und stieß die Frau, die neben ihr saß, in die Seite. Eine zaundürre Frau schaute Fanny finster an und zeigte dabei eine Zahnücke neben mehreren grauen Zähnen. Fanny nickte ihr kurz zu. Ihr sommersprossiges Gesicht war hart und unnachgiebig.

Elise war nicht sicher, wie viel Einfluss Fanny auf die anderen Frauen hatte, aber sie war offensichtlich ihre Anführerin, und die anderen machten, was sie sagte. Dimna stand von ihrem Stuhl auf. Ihr Kinn war grimmig vorgeschoben und aus ihren Augen sprach eine deutliche Abneigung. Ihre Kleidung hing viel zu weit an ihrer formlosen, knöchernen Gestalt.

„Wir haben kein Mitleid mit euch“, erklärte Dimna knurrend. „Und schon gar nicht, nachdem euch Miss Pendleton zu ihrem Schoßhündchen gemacht hat.“

„Schoßhündchen?“ Elise war über diese Anschuldigung überrascht.

„Wir sehen alle, dass sie euch bevorzugt.“

Elise konnte Dimnas Anschuldigung nicht leugnen. Miss Pend-

leton kam ihrer Familie wirklich sehr entgegen. „Dann seid ihr also eifersüchtig.“

Fanny gab Dimna einen Stoß von hinten, wodurch ihre Freundin mehrere Schritte auf Elise zu stolperte. Die junge Frau baute sich vor ihr auf und hob ihre geballten Fäuste.

„Fang bitte nicht an zu raufen, Elise.“ Mariannes Flüstern verriet ihre Verzweiflung. „Dazu wollen sie dich doch nur verleiten.“

Dimnas Fingerknöchel waren ganz weiß, weil sie die Fäuste so fest ballte. Sie kniff die Augen zusammen und schaute Elise herausfordernd an. „Du hast zu viel Angst, um dich mit mir anzulegen.“

Elises Finger zuckten bei dem Wunsch, diesen Frauen zu zeigen, dass sie sich nicht fürchtete. Aber ihr Bauchgefühl sagte ihr, dass Marianne recht hatte. Diese Frauen hofften, dass sie zuschlagen würde. Dann könnten sie sie bei Miss Pendleton anschwärzen.

Sie ließ die Arme sinken. „Ich will Miss Pendleton nicht in unsere Auseinandersetzung hineinziehen, aber ihr lasst mir vielleicht keine andere Wahl ...“

„Das wird nicht nötig sein“, fiel ihr Mrs Watson ins Wort und warf erneut einen Blick zur Tür. „Wir machen eine kurze Pause. Sie gehen zu *D. und J. Devlin*, um neuen Zwirn zu holen. Wir haben nicht mehr viel.“

Elise sträubte sich nicht gegen diesen Auftrag. Kurze Zeit später stand sie mit einigen Münzen und der Wegbeschreibung zur Bekleidungsfabrik auf der Straße. Elise hatte bereits aus ihren Gesprächen mit den anderen Frauen erfahren, dass Mr Devlin ein Partner von Miss Pendletons verstorbenem Vater war. Er war auf Miss Pendletons riskanten Vorschlag eingegangen, in ihrer Missionsstation eine Näherei zu eröffnen, auch wenn es so etwas noch nie zuvor gegeben hatte.

Offenbar war dieses Unternehmen für beide Seiten von Vorteil. *D. und J. Devlin* lieferte die vorgeschneittenen Hemdenteile und die Frauen in der Näherei nähten die Teile zu dem fertigen Produkt zusammen. Die gleichen Vereinbarungen gab es zwischen der Fabrik und vielen Zulieferbetrieben. Ausgebildete Schneider arbeiteten im Firmengebäude, um den Stoff zu den verschiedenen Teilen zuzuschneiden, die für ein Kleidungsstück benötigt wurden, und dann wurde der größte Teil der Näharbeit ausgelagert und von dem

Subunternehmer überwacht, der für die Näharbeiten, die in seinen Räumlichkeiten erledigt wurden, verantwortlich war.

Miss Pendleton war ihre Subunternehmerin. Sie bezahlte die Stoffteile und bekam für die fertiggestellte Kleidung eine feste Summe. Von diesem Geld bezahlte sie die Frauen, die in ihrer Näherei beschäftigt waren.

Elise machte der Anspannung der letzten Woche mit einem tiefen Seufzen Luft. Die Sommersonne schaffte es selten, an den großen Gebäuden, den Leinen, an denen Wäsche zum Trocknen hing, und den Markisen vor den Geschäften vorbeizukommen und die Gehwege der Großstadt zu berühren. Trotzdem war Elise für den blauen Himmel dankbar.

Sie bahnte sich einen Weg um eine Frau herum, die einen Kinderwagen schob, und ging an einem älteren Mann vorbei, der sich mit einer Krücke humpelnd fortbewegte. Es war mitten am Vormittag, aber auf der Straße herrschte deutlich weniger Betrieb als sonst. Es liefen kaum Kinder herum, nicht so viele von Pferden gezogene Omnibusse wie sonst rollten klappernd durch die Straßen und nur wenige Hausierer versuchten, ihre Waren anzupreisen.

Vermutlich waren viele Stadtbewohner gestern Abend bis spät in die Nacht aufgeblieben und hatten den Unabhängigkeitstag gefeiert. An den Flussufern hatten sich bestimmt unzählige Leute gedrängt, um das Feuerwerk zu sehen. Elise zweifelte nicht daran, dass viele noch im Bett lagen und sich ausschließen, weil sie zu viel getrunken hatten.

Sie und ihre Familie hatten an diesen Feierlichkeiten noch nie teilgenommen. Obwohl sich durchaus einige in Kleindeutschland, dem New Yorker Stadtviertel, in dem viele deutsche Einwanderer lebten, für die amerikanischen Feiertage interessierten, hatte Elise nie den Wunsch gehabt, sie zu feiern. Schon gar nicht diesen Feiertag, der so fern von ihrer Realität war. Unabhängigkeitstag. Ihr Volk war nicht unabhängig. Im Gegenteil, sie saßen hier in der Stadt fest, schufteten sich zu Tode, konnten sich aber aus der Armut und Verzweiflung nicht befreien.

Ihre Familie war nach Amerika gezogen, in das Land, in dem es keine Könige gab, weil sie sich nicht weiter hatten unterdrücken lassen wollen. Sie hatten gedacht, sie könnten ohne Angst vor Un-

gerechtigkeit und Unrecht ein neues Leben beginnen. Verkündete die amerikanische Unabhängigkeitserklärung nicht, dass alle Menschen gleich waren und ein Recht auf Leben, Freiheit und Selbstbestimmung hatten? Amerika wurde als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gepriesen.

Aber auch nach sieben Jahren in ihrer neuen Heimat war sie diesen unbegrenzten Möglichkeiten nicht näher als an ihrem ersten Tag hier. Im Gegenteil, ihrer Familie ging es immer schlechter. Vaters Bäckerei hatte von Anfang an ums Überleben gekämpft. Bei der großen Konkurrenz hatte er Mühe gehabt, das wenige Kapital, das er durch den Verkauf seiner Bäckerei in Hamburg gehabt hatte, gut zu investieren. Er hatte Kredite aufnehmen müssen, um die nötige Einrichtung zu kaufen. Und als er plötzlich gestorben war, waren die Schulden zu hoch gewesen, um sie zurückzahlen zu können. Die Bank hatte die Bäckerei zwangsversteigert und Mutti ohne einen Cent aus dem Haus geworfen.

Es war, als würden sie den Albtraum mit Graf Eberhardt erneut durchleben. Elise hatte die Erfahrung gemacht, dass die Reichen auch in Amerika herzlos, kalt und unbarmherzig waren. Es interessierte sie nicht, was aus einer Mutter und ihren Kindern wurde, die kein Dach über dem Kopf und keine Arbeit hatten. Sie hatten nur ihre eigenen Interessen im Blick und fragten nicht danach, wer ihrem Streben nach immer mehr Reichtum zum Opfer fiel.

„Ein Penny für die Armen?“, kam ein schwacher Ruf von der Straßenecke. Ein Mann in Lumpen hielt eine verbeulte Blechtasse in seiner knorrig, schwarz gefärbten Hand. Er schaute starr vor sich hin, ohne dass sich seine glasigen Augen auf irgendjemanden konzentrierten. Dann drehte er sich in die Richtung, aus der sich Schritte näherten.

„Können Sie einen Penny entbehren?“ Er hielt die Tasse klimpernd in Richtung eines Jungen. Der Junge schlug gegen die Blechtasse und sie landete ein Stück entfernt klappernd auf dem Boden. Die Münzen rollten in alle Richtungen.

Der Junge hob schnell zwei Münzen auf und machte sich eilig aus dem Staub, ohne sich noch einmal umzublicken.

Wie konnte dieser Junge es wagen, einen blinden Bettler zu bestehlen? Selbst wenn er Hunger und kein Zuhause hatte, war seine

Situation bestimmt nicht so hilflos wie die eines Blinden. „Bleib stehen!“, rief Elise und rannte hinter dem Jungen her. „Gib diese Münzen zurück!“

Der Junge beschleunigte sein Tempo und sprintete über den Gehweg. Er wich Hausierern und Fußgängern aus, als wäre es für ihn eine tägliche Selbstverständlichkeit, durch die Straßen von New York City zu laufen. Wahrscheinlich war es wirklich eine tägliche Gewohnheit des jungen Diebes, andere zu bestehlen und dann zu fliehen. Leider gab es für Kinder hier nicht viele andere Möglichkeiten, zu Geld zu kommen. Das hatte Elise am eigenen Leib erfahren.

Aber auch als sie und ihre Geschwister auf der Straße gelebt hatten, hatte sie nie gestohlen, selbst wenn ihr Hunger und ihre Verzweiflung noch so groß gewesen waren.

Als der Junge um die Ecke in eine Gasse bog, blieb Elise stehen. Es war sinnlos, ihn weiter zu verfolgen. Er kannte wahrscheinlich jedes Versteck in Lower Manhattan und würde sie entweder abhängen oder untertauchen, bevor sie ihn einholen und verlangen konnte, dass er dem Bettler das Geld zurückgab.

Elise kehrte zu dem Blinden zurück, der jetzt auf Knien verzweifelt den Boden abtastete, obwohl immer wieder Schuhe auf seine Finger traten. Elise suchte den Boden ab und entdeckte die Tasse, die an der Mauer eines Hutladens lag, wohin sie ein achtloser Passant wahrscheinlich mit den Füßen gestoßen hatte. Sie hob sie auf und ließ ihren Blick über den Gehweg schweifen, erwartete aber nicht, von den Münzen des Bettlers noch etwas zu finden. Erfolglos trat sie auf den Mann zu. „Ich habe Ihre Tasse gefunden.“

Er schob sich auf die Knie und schaute mit blinden Augen in ihre Richtung. „Danke, Miss.“

Sie drückte ihm die Blechtasse in seine wunden Finger. Er tastete danach und seine aufgerissenen Fingernägel kratzten über das Metall. Unter seinem Hut waren seine Haare fettig und ungewaschen und seine Wangen waren hohl. Sie schätzte, dass er ungefähr im gleichen Alter war wie ihr Vater, wenn er noch leben würde.

Hatte er denn niemanden, keine Familie oder Freunde, die sich etwas daraus machten, was aus ihm wurde? Wie konnte er allein überleben, wenn er niemanden hatte, der ihm half? Es war schon schwer genug, auf der Straße zu überleben, wenn man sehen konn-

te. Elise konnte sich nicht vorstellen, wie schwierig es ohne Augenlicht sein musste.

Der Bettler setzte sich auf die Fersen zurück. Er hatte keine Schuhe an. Seine Füße waren in feuchtes Zeitungspapier gewickelt. Die Druckerschwärze hatte seine großen Zehen verfärbt, die durch die Papierschichten herausragten.

„Ich würde Ihnen gerne etwas geben“, sagte sie, „aber ich habe nichts.“ Ihre Hand wanderte zu ihrer Rocktasche. Wenn sie diesem Mann eine oder zwei Münzen gäbe, hätte sie wahrscheinlich nicht genug Geld übrig, um den Zwirn zu kaufen.

Sie schüttelte den Kopf. Das Geld gehörte ihr nicht, sie konnte es nicht weggeben. Es gehörte Miss Pendleton. Außerdem könnte wieder ein Dieb kommen und es dem Mann stehlen, wenn sie das Geld in die Tasse warf.

„Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, Miss“, sagte der Mann und lächelte sie schwach an. „Ihre Freundlichkeit ist ein großes Geschenk. Ich danke Ihnen.“

Elise richtete sich auf und war fest entschlossen, noch mehr für den Mann zu tun. „Sind Sie später noch hier?“

Er zögerte und Angst trat in seine Miene. Glaubte er, sie wollte ihn bei der Polizei anzeigen? Als Obdachloser konnte er ins Gefängnis gesteckt oder ins Blackwell's Island Asylum, eine Irrenanstalt, gebracht werden. Die Gerüchte von überfüllten Räumen, verfaultem Essen und häufigen Krankheitsausbrüchen in der Anstalt jagten ihr einen kalten Schauer über den Rücken.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte sie schnell. „Ich bringe Ihnen etwas zu essen und Geld.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Miss. Sehr freundlich.“ Das Zittern seiner Hand verriet ihr, dass er ihr nicht ganz glaubte.

„Ich will Ihnen nichts Böses tun, das verspreche ich Ihnen.“ Sie berührte seine Hand und beschloss bereits, ihm ihr Mittagessen zu bringen. Sie könnte heute darauf verzichten, wie sie es schon an vielen Tagen in der Vergangenheit getan hatte.

Sie ging auf der Siebten Straße weiter, aber ihre Schritte waren schwer. Sie hatte so vieles, für das sie dankbar sein konnte. Noch vor einer Woche hatte sie selbst um Essen gebettelt. Aber trotzdem war sie wütend und bitter. „So sollte es nicht sein“, murmelte sie.

„Blinde. Kinder. Junge Frauen. Sie sollten nicht auf der Straße leben müssen.“

Ein schwacher Geruch nach Pumpernickel und Sesam stieg ihr in die Nase und weckte Erinnerungen an ihren Vater, an seine mit Mehl bestäubten Hände, an seine Schürze, die er eng um den Bauch gebunden hatte, seine Nase und Wangen, die von der Hitze der Öfen gerötet waren. Sie kam an einer Tischlerei, einer Schusterwerkstatt, einem Barbierladen und einer Schlosserei vorbei.

Vor der offenen Tür einer Bäckerei blieb sie stehen. Im Laden stand eine Frau und knetete auf einer Arbeitsplatte hinter der Theke einen Teig. Ein paar braune Brotlaibe lagen neben knusprigen Brötchen in einem Korb. Elise vermutete, dass der größte Teil der frischen Backwaren schon in den frühen Morgenstunden an die Kunden ausgeliefert worden war.

Sie und Marianne waren dafür zuständig gewesen, die Brote ihres Vaters den Kunden zu bringen. Obwohl sie im Laden geholfen hatte, hatte es ihr immer am besten gefallen, wenn sie ihrem Vater hatte helfen können, seine köstlichen Kuchen zu backen: Apfelstrudel, Marzipantorte, Berliner. Sie konnte den süßen Duft der Bäckerei fast riechen.

Als ein Ruf ertönte und irgendwo im Haus eine Tür zugeknallt wurde, hielten die Hände der Frau auf dem Teig inne und sie schaute zur Treppe, die in den Keller hinab und zum Backofen führte. Sie strich sich mit dem Ärmel über die Stirn, um den Schweiß abzuwischen, der im Sommer wegen der glühenden Hitze, die der Backofen ausstrahlte, unvermeidlich war.

Vater war in seiner winzigen Bäckerei hier in Amerika die wackelige Holzterasse zu seinem Backofen hinabgestapft und hatte dort viele Stunden am Tag gearbeitet. In dem schlecht belüfteten, engen Raum hatte er seine Brote gebacken. Wenn er wieder nach oben gekommen war, war ihm immer der Schweiß vom Gesicht getropft, das vom Ruß der brennenden Kohlen ganz schwarz gewesen war. Manchmal hatte er rund um die Uhr gearbeitet und kaum geschlafen. Er hatte zwar so viel verdient, dass sie in ihrer Wohnung über dem Laden immer etwas zu essen auf dem Tisch gehabt hatten, aber es war ihm nie gelungen, ihnen ein so angenehmes Leben wie in Hamburg zu bieten.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Elise merkte, dass sich die Frau hinter der Theke von ihrem Teigklumpen abgewandt hatte und sie jetzt direkt anschaute.

„Nein“, begann Elise. „Ich wollte nur ...“

„Dann verschwinden Sie aus dem Laden.“ Die Stimme der Frau war wütend und sie nahm den langen Griff eines Brotschiebers in die Hand.

Elise verließ schnell den Laden und lief auf dem Gehweg weiter. Vermutlich musste die Bäckersfrau oft herumlungernde Kinder bedrohen, die sie bestehlen wollten. Aber das Leben in der Großstadt hatte die Frau doch hoffentlich nicht so hart und bitter gemacht, dass sie von jedem das Schlimmste dachte?

Wirkte sich Bitterkeit so auf Menschen aus und raubte sie ihnen jedes Mitgefühl? Vielleicht war das bei anderen so, aber Elise wollte nicht, dass es auch bei ihr so kommen würde.

Sie ging einige Häuser weiter, bevor sie die Centre Street mit den gut besuchten Kneipen und Brauereien erreichte. Sie sah, dass Menschen – Männer, Frauen und Kinder – in ihre Richtung gelaufen kamen. Ihre Augen waren geweitet, ihre Mienen ängstlich, ihre Bewegungen panisch. Ein kleiner Junge stürmte auf Elise zu. Unter dem Schirm seiner Mütze warf er immer wieder verängstigte Blicke hinter sich und merkte deshalb nicht, wohin er lief. Elise war zu verblüfft, um ihm schnell aus dem Weg zu gehen.

Obwohl er klein war, vielleicht fünf Jahre, stieß er sie mit seiner Schulter schmerzhaft in den Magen und gegen ihre Rippen. Bei dem Aufprall taumelte sie nach hinten. Zu ihrer Überraschung wurde sie von starken Armen aufgefangen.

„Keine Angst“, sagte eine Männerstimme hinter ihr. Der Mann bewahrte sie davor, schmerzhaft auf dem Boden zu landen, und half ihr wieder auf die Beine.

„Thornton Quincy, zu Ihren Diensten“, sagte er freundlich, während er immer noch einen ihrer Arme hielt und sie stützte. „Ist alles in Ordnung?“

Noch bevor sie antworten konnte, lief ein anderer Mann an ihnen vorbei und rempelte unsanft gegen ihre Schulter. Sie wäre wieder umgeworfen worden, wenn ihr Retter sie nicht festgehalten hätte.

„Wir sollten lieber aus dem Weg gehen, bevor wir zu Tode getrampelt werden.“ Er begann, sie zur Seite zu ziehen.

Sie wollte sich schon bedanken und sich vom Griff dieses Fremden lösen, doch dann sah sie, dass die Menschenmenge sprunghaft wuchs und sich mit rasender Geschwindigkeit auf sie zubewegte. Sie erstarrte.

„Kommen Sie!“, rief der Mann.

Es war keine Zeit, um lange zu diskutieren. Er hatte nicht übertrieben, als er gesagt hatte, dass sie aufpassen mussten, um nicht niedergetrampelt zu werden. Sie ließ sich von ihm durch die Centre Street in die Richtung ziehen, aus der sie gekommen war. Mehrere Kinder stürmten an ihnen vorbei. Schreiende Frauen stolperten hinter ihnen her. Von panischen Pferden gezogene Kutschen rollten klappernd durch die Straßen.

Als das scharfe Knallen von Schüssen ertönte, stolperte Elise. Ohne sein Tempo zu verlangsamen, umklammerte ihr Retter Elises Arm fester und hielt sie auf den Beinen. Aber auch, wenn ihre eigenen Schritte gleichmäßiger wurden, überschlug sich ihr Puls fast. „Wer schießt da?“

„Das sind die Bowery Boys und die Five Pointers“, klärte sie ein Jugendlicher auf, der in diesem Moment an ihnen vorbeisprintete. „Dazu kommen die Roach Guards und die Dead Rabbits.“

Straßenbanden bekämpften sich? Das war nichts Neues. Rivalisierende Banden trugen oft Kämpfe aus. Waren die Kämpfe eskaliert und breiteten sich jetzt aus? Sie wollte auf keinen Fall zwischen die Fronten geraten.

Offenbar hatte der Mann, der immer noch ihren Arm festhielt, den gleichen Gedanken, denn er drehte kurz den Kopf und fragte sie: „Können Sie laufen?“

Zum ersten Mal sah sie sein Gesicht: ein auffallend attraktives Gesicht mit gut definierten Gesichtszügen. Seine Augen waren dunkelbraun, fast genauso dunkel wie seine Haare. Wie hatte er sich ihr vorgestellt? Irgendetwas mit Quincy.

Sie nickte, nahm ihren Rock in die Hand und begann zu laufen. Während Mr Quincy um andere Menschen herumeilte, bemühte sie sich, mit ihm Schritt zu halten. Sie hatte Angst, sie könnte ihn sonst verlangsamen und er würde sie frustriert der in Panik geratenen Menschenmenge überlassen.

Als eine Schaufensterscheibe auf der anderen Straßenseite laut

klirrend zu Bruch ging, erschrak sie. Glasscherben flogen durch die Luft und auf den Gehweg, gefolgt von lauten Schreien. Pflastersteine wurden gegen das Fenster geworfen, bis das Glas zerbrach und ein so großes Loch entstand, dass mehrere zerlumpte Männer in den Laden eindringen konnten.

Als wäre der Bandenkrieg noch nicht genug, nutzten jetzt auch noch Plünderer dieses Chaos aus.

Als Elise um die Ecke bog, hob und senkte sich ihr Brustkorb schwer. Sie musste ihr Tempo verlangsamen, um Luft zu schnappen. Entsetzt sah sie, dass sich das Chaos auf die umliegenden Straßen ausgebreitet hatte und dass eine Gruppe von Männern, mit Eisenstangen, Pflastersteinen, Knüppeln, Äxten und Keulen bewaffnet, durch die Straße stürmte.

Beim Anblick dieser kleinen Armee zerrte Mr Quincy sie in die andere Richtung und zog sie mit sich. Sie lief, so schnell sie konnte, um mit ihm mitzuhaltten, obwohl sie immer wieder über ihren Rocksäum stolperte. Hinter ihnen hallten Rufe und schwere Schritte wider und wurden immer lauter.

„Ich würde sagen, wir sollten uns einen Ort suchen, an dem wir uns verstecken können“, rief Mr Quincy ihr zu.

„Ich wohne hier in der Nähe“, antwortete sie keuchend, da sie die Geschäfte erkannte, an denen sie vor Kurzem vorbeigegangen war. Selbst der blinde Bettler saß noch an seinem Platz und rief den Menschen, die an ihm vorbeistürmten, Fragen zu. Seine Blechtasse baumelte an der Schnur, die er an der Stelle eines Gürtels um seine Hose gebunden hatte. Seine Hände waren ausgebreitet. Statt um Geld zu betteln, flehte er jetzt um Informationen, aber wieder interessierte sich niemand dafür, dem Mann zu helfen.

„Warten Sie!“ Sie versuchte, sich von Mr Quincy loszureißen.

Er verlangsamte seine Schritte. „Wo wohnen Sie?“

„Wir müssen ihm helfen.“ Sie wollte auf den Blinden zulaufen, aber die Hand ihres Retters hielt sie zurück.

„Wir müssen uns in Sicherheit bringen.“ Mr Quincys attraktives Gesicht zog sich in Falten, während er seinen Blick schnell durch die Straße schweiften ließ, auf der die Menschenmassen in verschiedene Richtungen stürmten und versuchten, Schutz zu finden, bevor sie in die Schusslinie verfeindeter Banden gerieten.

„Wir können ihn doch nicht hier auf der Straße lassen“, beharrte sie.
„Wen?“ Mr Quincy sah den Bettler an der Straßenecke nicht, obwohl er fast direkt vor ihnen saß.

„Hierher.“ Jetzt führte sie ihn. Nach wenigen Schritten war sie bei dem Bettler an der Ecke angekommen. Mr Quincys Augen weiteten sich beim Anblick des Blinden. Sie rechnete fast damit, dass er sie loslassen und seines Weges gehen würde. Er hatte ihr schon genug geholfen.

Aber er nickte zu dem Blinden hinab und zog eine Braue hoch.
„Was machen wir?“

„Wir müssen ihn in Sicherheit bringen.“

Als er Elises Stimme hörte, drehte sich der Blinde zu ihr herum.
„Sind Sie das, Miss?“ Er streckte ihr die Hände hin.

„Ja, ich bin wieder da“, antwortete sie und ergriff seine Hände.

„Können Sie mir sagen, was passiert ist?“, fragte er mit zitteriger Stimme.

Das Klirren zerberstender Glasscheiben und wütende Rufe erfüllten die Luft. Sie schob einen Arm unter den des Bettlers. „Straßenbanden kämpfen gegeneinander. Und jetzt sind auch noch Diebe unterwegs und plündern die Geschäfte.“

„Oh nein, Miss! Oh, nein!“ Er schlurfte neben ihr her und sie war dankbar, als Mr Quincy den anderen Arm des Bettlers ergriff.

„Hierhin.“ Sie deutete mit dem Kopf in die Richtung, in der sich die Missionsstation befand, auch wenn diese immer noch ein Stück entfernt war. Mit seinem humpelnden Gang verlangsamte der Bettler ihr Tempo. Nach ungefähr der Hälfte der Strecke trug Mr Quincy den Mann mehr oder weniger.

Ziegelsteine flogen ihnen um die Köpfe. Einer verfehlte Elise nur knapp und landete in einem Fenster. „Schnell!“, keuchte sie. „Wir sind fast da.“

In großen Buchstaben stand mit weißer Farbe an der Vorderseite des Gebäudes, das vor ihnen stand, das Wort MISSIONSSTATION. Sie ließ den Bettler los und rannte zur Tür. Sie rüttelte daran und erwartete, dass sie aufgehen würde, aber sie war abgeschlossen.

Mr Quincy kam mit seiner schweren Last neben ihr an. Sie schlug mit der Faust gegen die Tür. „Aufmachen! Ich bin es, Elise Neumann!“

Das Gesicht eines Mannes erschien hinter einer quadratischen Fensterscheibe. Der Mann war kräftig und hatte blonde Haare und freundliche Augen.

„Pastor Bedell!“, rief sie. „Bitte beeilen Sie sich!“

Einen Moment später ging die Tür weit auf. Große Hände packten sie und zogen sie ins Haus. Mr Quincy und der Bettler folgten ihr stolpernd. Dann wurde die Tür wieder zugeschlagen und das Schloss abgesperrt.